

# BUNTE WELT

Nr. 11

Unterhaltungsbeilage

1935

## Banik im Tropicano

Von Sam G. Warren

Offenbar waren die ungewohnten Anstrengungen der Hafendarbeiter und die brasilianische Hitze Schuld daran, daß ihn diesmal sein altes Uebel so heftig ergriffen hatte, daß er die Arbeit niederlegen und ins Spital gehen mußte. Die „Aufnahmefangst“ war in einer Wellblechbaracke untergebracht. „Name?“ „Jakob Himmelmayer.“ „Deutscher?“ „Ja. 33 Jahre alt. Zuletzt Hafendarbeiter.“ „Also was fehlt Ihnen? Kopfschmerz, Schwindelanfälle, Sehstörungen? Seit sieben Jahren schon? Woher haben Sie diese Narbe da hinter dem Ohr? Sieht aus wie ein Schuß. Im Krieg gewesen?“ „Nein. Es — es hat mich einer angeschossen.“ „Warum? Hat er Sie bei seiner Frau ertwischt? Geht mich übrigens nichts an. Da: Nummer 23. — Der nächste!“

So war das vor vier Wochen gewesen, und jetzt hatten sie ihn entlassen. — Zuerst zum Hafen? Arbeit? Nichts. — Also zurück in die Stadt! Mein Gott, diese „Stadt“! Gehörte die überhaupt noch zur Welt? Trübselige, staubige Straßen, ein Duzend Kaufhäuser und Lagerhäuser, vor denen Meßtische und verkommene Weisze herumlungerten. Ein paar Schnapsbuden mit blinden Spiegeln, schabigen, bunten Laternen und prunkvollen Namen: „Bar Columbus“, „Paradies“. — Keine Arbeit! „Kommen Sie wieder, wenn der Kaffee verladen wird“, sagen alle. So klug ist er selber auch, aber wovon leben bis dahin? Hätte ihm nicht der Oberarzt zum Abschied eine Kleinigkeit geschenkt, er könnte sich jetzt nicht einmal etwas zum Essen kaufen. Mit noch benommenem Kopf sucht er auch nachmittags Arbeit. — findet nichts. — Schläft eine Weile in einer Ecke. Abends sitzt er in der „Columbus-Bar“. Das Geld reicht ohnehin nur für drei Tage, denkt er, morgen gehe ich noch einmal zum Hafen, vielleicht doch so ein Stapeln nach Santos oder Rio und nimm mit, oder der Oberarzt schenkt mir das Fahrgehalt. Und wenn nicht, begraben müssen sie mich doch gratis. Die Luft in der Bar war grau und stinkend, ein Grammophon kratzte und plärrte, und ein Neger mit hohem Stehtragen und ausgefransten Hosen tanzte dazu. Jakob Himmelmayer krank langsam und beinahe zufrieden: Die Schmerzen im Kopf waren verschwunden, der Darm und die Nierentaten gut, sie ließen einen nicht zum Denken kommen.

Ein Mann schob sich durch das übervolle Lokal, blickte sich um, setzte sich, einen Gruß nickend, an Jakobs Tisch. Jakob grüßte zurück und legte einen Augenblick die Hände an die Schläfen: Teufel! Fangen die Schmerzen schon wieder an? — Gott sei Dank, nein, es war nur ein Stich. Nebrigens der Fremde! Kenn ich den? Wo hab ich den schon gesehen? In New York? Nein. Ich habe doch nie einen Bekannten mit einem Vollbart gehabt. — Er läßt das Denken wieder sein und trinkt. Der Fremde trinkt auch, blickt Jakob zuweilen flüchtig an und fragt endlich auf Englisch: „Kein Einheimischer,

was?“ — „Nein.“ — „Und scheinbar ganz abgebrannt?“ Jakob Himmelmayer nicht. Er muß den Fremden doch schon irgendwo gesehen haben, ganz fremd ist er also nicht — und so erzählt er — trinkt und erzählt. Nicht von Anfang an. Er beginnt bei der Landung in New York: „... und dann war ich zwei Monate lang in einem Kino. Wissen Sie, ich hab' schon in Europa mit dem Film zu tun gehabt, aber dann packte mich wieder mein altes Uebel, ja, so eine Art böses Kopfschmerz, und ich wurde entlassen, und dann wollte es nicht mehr gehen.“ Er sprach weiter, hemmungslos, von seinen Versuchen in Chicago, Baltimore usw., zum Schluß von der Hafendarbeit in diesem gottverfluchten Nest. Der Fremde unterbrach ihn plötzlich: „Weiß schon: Spital, arbeitslos, abgebrannt. — Aber Sie haben was vom Film gesagt. Verstehen Sie wirklich was von diesen Zelluloidbäumen? Ich habe da nämlich ein Kino. Irgendwas ist kaputt am Projektor, bei jeder Vorstellung reißt mir der Film. Hab schon den Uhrmacher da gehabt, einen Büchsenmacher und einen Autoschlosser, kann aber keiner damit zurechtkommen. Letzten Sonntag ist der Film dreimal gerissen, die Leute haben mir beinahe die Sessel klein geschlagen. Also, wenn Sie etwas davon verstehen, kann ich Sie brauchen.“ Jakob hatte plötzlich Tränen in den Augen, er schludt und kann nicht antworten. Nicht mehr im Hafen Lasten schleppen, zurück zum Kino, o du mein Gott! Der Fremde geht zum Büfett, zahlt, kommt zurück: „Ich habe gleich für Sie gezahlt. Werden es morgen verrechnen. Da ist meine Adresse.“ Auf dem Briefstüber stand: Senor Carlo Kolani.

Die Schrift wogt, die Lichter kreisen, schneller und schneller, die Musik wächst zu einer dröhnenden Stille. Himmelmayer will aufstehen, fällt zurück, legt sich über den Tisch, kann endlich Laute formen; Worte, wie kantige Stücke brechen aus seinem Mund: „Karl Kolani, kennen Sie mich?“ Woher soll ich dieses unraffierte Gerippe kennen, denkt er. „Karl Kolani, ich heiße Jakob Himmelmayer.“ Er erschrickt selber über den Klang seiner Stimme, erschrickt darüber, daß er plötzlich deutsch gesprochen hat. Karl Kolani steht noch neben dem Tisch, einen Fuß hatte er schon vorgesetzt, um zu gehen — so steht er — „jetzt schlägt er mich nieder“, blüht es durch Himmelmayers Kopf, da läßt sich Kolani in den Sessel fallen. „Ja so, Himmelmayer“, sagt er und wiederholt wie ein Automat: „Ja so... Himmelmayer...“ Sie sitzen einander schweigend gegenüber, setzen aneinander vorbei, bemerken nicht, daß die Gäste gehen, daß der Wirt Lichter verlöscht. — Filmatelier in Berlin — Mariannel Siebzehn Jahre ist sie alt, und wenn sie einmal vor der Kamera eine kleine Liebeszene spielen darf, knirscht der junge Hilfsregisseur Himmelmayer, der oben hinter den Jupiterlampen hoch, vor Eifersucht mit den Zähnen. Marianne, denkt der andere. Siebzehn

Jahre ist sie alt, und wenn der Buchhalter Kolani um vier Uhr die Bank verlassen hat, wartet er stundenlang vor dem Filmatelier, um sie vorübergehen zu sehen. Marianne, denken beide. Siebzehn Jahre ist sie alt und kann ihre beiden Liebhaber so gut vor einander verbergen, daß sie einander nur zweimal zu sehen bekommen: das erste Mal eine Minute lang, da sie in ihrem Zimmer zusammentreffen, und da Kolani den Revolver zieht, das zweite Mal eine Viertelstunde lang, da Himmelmayer auf der Wache in den Schwurgerichtssaal getragen wird, um gegen „Kolani Karl, angeklagt des versuchten türkischen Mordes“, auszusagen. — Dann: Spital, Operation, Arbeitslosigkeit, New York, Brasilien. Und: Buchhaus, Arbeitslosigkeit, Brasilien. — Und jetzt „Columbus-Bar“, und Kolani hat Himmelmayers Schnaps bezahlt, und dafür soll er morgen Kolanis Kino in Ordnung bringen!

Der Wirt schreut sie auf: „Ach muß sperren, Senores, gute Nacht!“ Sie schauen auf, erheben sich, ohne einander anzusehen. Sie haben noch nichts gesprochen. Unter der Tür bleibt Kolani stehen: „Wo wohnen Sie?“ Himmelmayer zögert. Kolani heißt die Bühne aufeinander. „Ist übrigens egal. Wir müssen ohnehin beide die lange Gasse da heruntergehen.“ Er zieht einen Revolver aus der Tasche: „Es gibt viel Gefindel hier,“ erklärt er, dann zeigt er dem willenlos zuckenden Himmelmayer, daß der Revolver geladen sei und drückt ihm die Waffe in die Hand. „Geben wir!“ Sie gehen schweigend, Kolani geht etwas voraus. In einer Ecke bleibt Himmelmayer stehen: „Da habe ich für diese Nacht ein Bett.“ Und dann: „Da ist Ihr Revolver.“ Kolani nimmt ihn, geht. Keiner hat von morgen gesprochen.

Am nächsten Tag bringt Himmelmayer Kolanis Projektor in Ordnung und wird als Operateur engagiert. Es wird nur über die Reparatur und das Geschäft gesprochen. In einer Kammer neben der Operatenkabine wird ein Bett aufgestellt, da kann nun Himmelmayer schlafen. Kolani schläft im „Büro“.

„Ein Mord,“ dachte Himmelmayer in den nächsten Wochen manchesmal, „ein Mord ist etwas so Geheimnisvolles! Daß ein Mensch die Frucht einer Liebe zerstört, daß ein Geschöpf aus eigenem Gottes Schöpfung rückgängig machen könnte, ist unausdenkbar. Er ist ein Werkzeug des Teufels oder ein Werkzeug Gottes. Und der Mörder und der Ermordete sind vielleicht so eine Art Liebespaar mit negativem Vorzeichen.“ Aber er war das Denken nicht mehr so recht gewohnt und gab es auf; er pflegte und liebte seinen Apparat, sprach mit Kolani über das Geschäft, über die Kaffeeernte und über den zu erhoffenden Austritt zum Kino. Wenn Himmelmayer seine Anfälle hatte, stellte ihm Kolani eine Schüssel kalten Wassers für Umschläge neben den Projektor,

# Frühling 1935

Von Katja

Und dann kam endlich der Kaffee von den Plantagen, im Hafen lagen jetzt wirkliche große Schiffe, in den doppelt staubigen Straßen wimmelten Indianer, Westigen, Träger, Weiße, Neger, Pflanzer, Händler, Lastautos; und immer gab es irgendwo eine Schlägerei. „Strecken Sie einen Revolver zu sich, Himmelmayer,“ sagte Kolani. „Unter diesen Matrosen gibt es üble Burschen.“

Kolani hatte für diese Zeit eine „Jazzband“ und einen „Großfilm“ bestellt. „Mord um Eva. Mit Mara del Monte.“ Sonntag erste Vorstellung. Der Zuschauerraum überfüllt. Hafenarbeiter, Matrosen, Dirnen. In den „Logen“ Kaffeehändler, ein paar Schiffs-offiziere.

Kolani saß neben Himmelmayer in der Operateurkabine und schaute durch ein Guckloch in den schon verdunkelten Saal. Die Saxophone begannen zu heulen, der Projektor zu knistern, und da suchte schon die Ueberschrift auf der Leinwand:

„Mord um Eva. Ein Großfilm mit Mara del Monte.“

„Einen abgespielten Mist haben sie uns geschickt,“ sagte Kolani. Und gleich darauf: „Am Gottes willen . . .“

So. Der Film läuft glatt und gerade. Himmelmayer kann aufschauen, Kolani starrt leuchtend durch das Guckloch. Himmelmayer wirft einen Blick durch die Klappe: eine schöne Frau auf der Leinwand, kokett zurückgeneigt, ein Mann beugt sich über sie: Mara del Monte . . .

Himmelmayer springt auf, reißt die Tür auf, hinaus auf die Galerie, Kolani ihm nach. Himmelmayer hat ein paar Besucher zur Seite geworfen, jetzt steht er an der Brüstung, Kolani neben ihm. „Marianne!“ brüllen beide und feuern, feuern aus ihren Revolvern auf die Leinwand. Die Jazzband reißt plötzlich ab, man hört nur die Ause „Marianne!“ und die Schüsse, dazwischen das Knistern des Projektors. Der läuft glatt weiter. Marianne lächelt, läßt sich küssen! Dann springen Menschen auf, stumm es Rennen, Stürzen, ein gellender Schrei, und dann plötzlich Gebrüll: „Licht, Licht, Licht!“

Die beiden haben die Revolver leer-geschossen, Himmelmayer hängt über der Brüstung und weint. Kolani geht mechanisch zum Schalter und macht Licht. Unten wirbelnde Misch. Und da vorn? Knapp vor der Leinwand? Da liegt einer auf dem Rücken, und wie man ihm den Kopf aufreißt, ist das Hemd ganz rot. „Sonderbar“, denkt Kolani, und stellt den Projektor ab. „Sonderbar“. Was ist denn da geschehen?

Himmelmayer hängt noch immer weinend über der Galeriebrüstung und schaut erst auf, als ein paar Matrosen ihn und Kolani fesseln und abführen.

Vor dem Untersuchungsrichter in Rio de Janeiro nimmt jeder den tödlichen Schuß auf sich. Und während der Untersuchungshaft bringt jeder täglich die gleiche Bitte vor: „Ob er nicht eine gemeinsame Zelle mit seinem Freund haben könnte?“

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt!**

Lieber Gott, ich hab kein Geld,  
Aber einen Mann, der mir so gut gefällt.  
Lieber Gott, ach bitte, sag' mir an,  
Was ich wohl in diesem Falle tun kann.

In den Läden sind so viele, schöne Kleider,  
Doch ich kann mir nicht ein einziges kaufen —  
leider!

Ich bin gut gewachsen, hübsch und gar nicht fett,  
Ich heiße Lotte und bin achtzehn Jahre alt.

Jeden Morgen geh' ich ins Büro,  
Lieber Gott, bleib das wohl immer so?  
Wrieße tipp ich flott, daß die Maschine knallt  
Und mein Chef, der ist ein Rechtsanwalt.

Er heißt Dr. Schulz, er hat 'ne Glatze,  
Schimpfen tut er, wenn ich manchmal was  
verpasse.

„Fräulein Kobak, geben Sie doch acht,  
Da haben Sie schon wieder etwas falsch  
gemacht!“

Und der Frühling irritiert ihn nicht . . .  
Niemand kommt mein Doktor aus dem Gleich-  
gewicht.

Leid und Liebe sind für ihn nur Exzesse,  
Immer denkt er nur an die Zivil-Prozesse.

Abends wartet Arthur auf mich in dem Park.  
Arthur ist ein netter Junge, hübsch und stark;  
Leider hat er keine Arbeit und noch wen'ger Geld,  
Dennoch ist nur er es, der mir so gefällt.

Wenn wir später durch die Straßen gehen,  
Hand in Hand, da bleib'n wir manchmal stehen  
Vor den Läden, mit den schönen Sachen,  
Die nie uns, nur andren Freude machen.

Die nur andre tragen, niemals wir.  
Arthur sagt, es stände nicht dafür  
Solchem Krimstrams, solchem Plunder nach-  
zuweinen,  
Andre Sorgen hätten wir — wir Kleinen,

Kämpfen mühten wir für Arbeit und für Brot,  
Kämpfen für das Ende unsrer Not.  
Trotzdem bin ich traurig — bin ich deshalb  
schlecht?  
Meinem Arthur mach' ich's selten recht.

Aber, daß er recht hat, weiß ich,  
Denn der Arthur war schon immer klug und  
fleißig,  
Immer hat er sehr darüber nachgedacht,  
Warum Gott so vieles falsch gemacht.

Warum manche reich sind, manche arm,  
Mancher es im Winter kalt hat, mancher warm.  
Warum viele Leute gute Dinge essen,  
Andre wieder hungrig sind — vergessen.

Lieber Gott, ich glaub', es muh auf dieser Erden  
Alles rasch und gründlich anders werden,  
Weil der ganze große Mist  
Einfach unerträglich ist.

## Die überschätzte Ameise

Schon in meiner frühesten Kindheit ärgerte ich mich ungemein darüber, daß die Schulbücher und Lehrer von den Ameisen als wahre Wunderwesen sprechen, deren Klugheit, Mut und Arbeitsfreudigkeit nicht nur allen Tieren, sondern auch den meisten Menschen überlegen sei, und daß dieses häßliche, hinterlistige Tier berufen sei, der Menschheit als Vorbild zu dienen. Schon damals hatte ich mir vorgenommen, diese Erzählungen genauestens zu überprüfen und richtigzustellen, aber erst in meinen reifen Mannesjahren hatte ich Gelegenheit, diesen Voratz auszuführen.

Es war auf einer Wanderung durch den badischen Schwarzwald, eine der schönsten Gegenden des Deutschen Reiches, wo ich stundenlang die Tätigkeit der Ameisen beobachten konnte. Doch konnte ich nicht das Geringste entdecken, das mir eine höhere Meinung von ihnen beigebracht hätte.

Ich war ja von vornherein überzeugt, daß die Ameisen außerordentlich überschätzt werden, ganz besonders was ihren Verstand betrifft. Ich hatte sie den ganzen Sommer getreulich beobachtet, trotzdem ich etwas weit Besseres hätte tun können und sollen, und ich hatte keine einzige gefunden, die bei ihrer Arbeit auch nur den geringsten Sinn und Verstand gezeigt hätte.

Ich meine selbstverständlich nur die gemeine Ameise, denn mit den merkwürdigen afrikanischen Arten, die Abgeordnete wählen, stehende Heere halten, Leibeigene und Bürger der verschiedensten Kasten haben und große wissenschaftliche Diskussionen über Weltanschauung und Re-

ligionen führen sollen, habe ich keinen Verkehr gehabt. Was die Naturforscher von diesen Wölfern erzählen, mag wahr oder nicht wahr sein; in bezug auf die gewöhnliche Ameise aber bin ich überzeugt, daß uns vieles aufgebunden wird.

Ihren Fleiß will ich nicht bestreiten; in der ganzen Welt arbeitet niemand so angestrengt wie sie, nur die Hohlköpfigkeit dieses Arbeitens habe ich an ihr auszufehen. Besonders, wenn sie auf Beute ausgeht. Sie hat zufällig, jede blinde Penne findet einmal ein Korn, einen guten Fund gemacht, was macht sie nun damit? Trägt sie ihn vielleicht nach Hause oder holt sie, wenn er zu groß und zu schwer ist, Hilfe? Durchaus nicht, im Gegenteil, sie benimmt sich total betrunken, schießt aufgeregert hin und her, kann den Wau, auch wenn er nur ein paar Schritte weit entfernt ist, nicht mehr finden. Sie hat einen Fund gemacht und freut sich unsäglich darüber, auch wenn er für sie oder ihresgleichen vollkommen wertlos und unvertwendbar ist. Gewöhnlich ist das Ding gut zehnmal so groß und schwer als sie, sie faßt es aber energisch an, selbstverständlich an der verkehrtesten Seite, hebt es mit Gewalt in die Höhe, trägt es dann fort, natürlich nicht zum Ameisenhügel, sondern in entgegengesetzter Richtung, nicht ruhig, bedächtig und kräfte-sparend, sondern mit komischer Eile, bei der alle Kräfte nutzlos vergeudet werden. Sie rennt gegen einen kleinen Fels an und stößt ihn, der für sie ein mittlerer Berg ist, zu umgehen, klettert sie rücklings hinauf, zerrt die Beute hinter sich her, kugelt auf der anderen Seite herunter, springt wütend auf, schüttelt den Staub ab,

spuckt in die Hände und ergreift wieder arbeitstierig ihre Beute, stößt sie hierhin und dorthin, schiebt sie nun vor sich her, dreht sich um und um und zerrt sie weiter mit sich stets steigender wütenden Gebärden, bis sie plötzlich wieder die Richtung ändert und den Weg zum Ameisenhügel, der nun dreimal so weit weg liegt, einschlägt. Dabei stößt sie auf eine Pflanze, zum Beispiel ein Farnkraut, und es fällt ihr wieder nicht ein, um den schmalen Stamm herumzugehen, nein, sie muß mit der Last die Spitze bestiegen, um sich dann herabfallen zu lassen, das ganz den Eindruck eines raffinierten Selbstmordversuches macht. Aber wenn es das wäre, so könnte man ihr ja die Bekehrung nicht ganz absprechen, ihr Tun aber gleicht dem irrigen Gehabe eines Menschen, der eine Ladung Mehl von Paris nach Versailles zu bringen hat, aber den Weg über Elsfah-Vorbringen wählt und damit schnell noch das Strahburger Münster bestiegt und von dort herabfällt. Dumme haben immer Glück; unserer Ameise geschieht nicht das geringste, sie macht sich sofort wieder auf den Weg, erreicht nach ungefähr drei Stunden ihren Ausgangspunkt, hält dort plötzlich still und legt die Last nieder; sie hat in dieser Zeit die ganze Umgebung von zehn Quadratmetern kreuz und quer durchlaufen, ist über Steine und Pflanzen geklettert, die im Wege lagen. Nun wischt sie den Schweiß von der Stirne, streckt die Glieder und eilt dann ebenso zerschunden und in der wahnsinnigsten Hast davon, wie vorher. Während sie im Kreise laufend wieder zu ihrer früheren Beute kommt, erinnert sie sich nicht mehr, sie je vorher erblickt zu haben, sieht sich nach einem Weg um, der nicht nach Hause führt, packt sich den Hund auf und trägt ihn fort. Sie macht genau dieselben Abenteuer noch einmal durch, und als sie endlich still hält, um auszuruhen, kommt eine Freundin des Weges. Diese findet offenbar, daß das vorjährige Heuschreckenbein — dies ist nämlich die Beute — eine sehr wertvolle Eroberung ist, und sie bietet nun ihre Hilfe an, um die Fracht nach Hause zu schaffen. Mit höchst weisen Entschlüssen ergreifen sie jetzt die beiden äußersten Enden des Heuschreckenbeines und beginnen es aus Leibeskräften nach den entgegengesetzten Richtungen zu zerrn. Nun ruhen sie aus und halten Pausen; etwas muß nicht in Ordnung sein, aber sie können es nicht begreifen. Wieder machen sie sich mit dem gleichen Mißerfolg an die Arbeit; nun schiebt eine die Schuld auf die andere, sie werden hitzig, und es kommt zu Tälchleiten; sie ringen und bozen, verbeißen sich ineinander, rollen und wälzen sich am Boden hin und her, bis die eine den Fühler und die andere ein Bein verloren hat. Dann veröhnen sie sich und machen sich auf dieselbe unsinnige Weise wieder ans Werk; aber die verkrüppelte Ameise befindet sich im Nachteil, wie sehr sie auch zerrt, die andere schleppt die Beute weg und sie oben drein. Anstatt loszulassen, bleibt sie hängen, so daß ihr die Haut geschunden wird, so oft ein Hindernis im Wege liegt. So wird das Heuschreckenbein noch einmal auf demselben Platz herumgezerrt, um endlich an dem nämlichen Punkt zu landen, wo es zuerst lag. Die zwei leuchtenden Ameisen betrachten es nachdenklich und kommen zu dem Schluß, daß diese Heuschreckenbeine eigentlich ein schlechter Besitz sind, worauf dann jede nach einer anderen Richtung läuft, um zu sehen, ob sie nicht einen alten Nagel finden kann oder sonst etwas, was schwer genug ist, um einen Zeitverreiz zu gewahren, und zugleich wertlos genug, um die Begierde einer Ameise zu reizen.

Auf einem Bergabhang im Schwarzwald sah ich eine Ameise, die diese ganze Arbeit mit

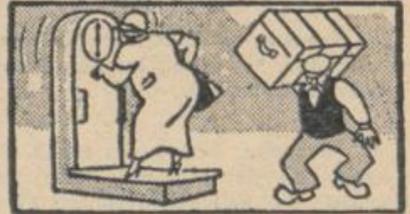
einer großen Spinne durchmachte, die mindestens zehnmal so schwer war, wie sie.

Die Riesenspinne war nicht einmal ganz tot, hatte aber schon keine Widerstandskraft mehr, ihr runder Körper war etwa so groß wie eine Erbse. Die kleine Ameise, die bemerkte, daß ich ihr zusah, packte sich die Spinne auf den Rücken, krallte sich an ihrer Kehle fest, hob sie in die Höhe und trug sie gewaltsam fort; sie stolperte über kleine Steine, raffte sich wieder auf, trat auf die Weine der Spinne, zog sie rückwärts weiter, schob sie vor sich her, schleppte sie ein paar Meter, große Steine hinauf und hinab, statt sie zu umgehen, erkletterte Grashalme, die zwanzigmal so groß waren wie sie, ließ sich vom Gipfel wieder fallen, um endlich die Spinne mitten auf dem Wege wieder liegen zu lassen, wo sich eine andere Artgenossin ihrer bemächtigte, um das gleiche nutzlose Spiel zu wiederholen. Ich habe die Strecke ausgemessen, die das einfältige Ding zurückgelegt hatte, und bin zu dem Schluß gekommen, daß die Arbeit, die jene Ameise innerhalb zwanzig Minuten geleistet hat, verhältnismäßig die gleiche ist, als wenn ein Mensch zwei starke Adergäule zusammenbindet, um sie eine Meile weit zu tragen, noch dazu einen Weg, der über Gebirge und tiefe Schluchten führt, und der noch außerdem, so als Fleißaufgabe, 100 Meter hohe Kirchtürme ersteigt und sich in Abgründe stürzt, die dem Niagara gleichen, bis dieser Herkules die Pferde auf einem Marktplatz, wo sie jeder finden und ergreifen kann, niederlegt, um irgend ein neues ebenso unsinniges Kraft- und Gewaltstück zu beginnen. Und dies alles, nur um einer unsagbaren Eitelkeit zu fröhnen.

Neuerdings mußten sogar die fanatischsten Bewunderer der Ameisen, die zünftigen Naturforscher, zugeben, daß die Ameise keine Wintervorräte anlegt, und dies dürfte sie auch von dem bevorzugten Platz in den Schulbüchern vertreiben. Ich aber behaupte, daß die Ameise überhaupt nur arbeitet, wenn ihr jemand zusieht, besonders jemand, der ein abnormales, sozusagen wissenschaftliches Aussehen hat, und der sich über sie Notizen zu machen scheint. Der sprichwörtliche Fleiß der Ameise läuft also heilighaus auf Betrügerei hinaus, so daß sie als Beispiel für Sonntagschulen hinfort nicht mehr zu gebrauchen ist. Sie hat nicht einmal Verstand genug, um gesunde Nahrung von schädlicher zu unterscheiden; bei solcher Unwissenheit wird sie die Achtung der Welt sich ganz verschmerzen. Sie kann nicht um einen Baumstumpf herumgehen und dann wieder nach Hause finden; das grenzt an Blödsinn, und sobald diese Tatsache feststeht, werden verständige Leute die Ameise nicht länger bewundern. Ihr vielgepriesener Fleiß ist nichts als Eitelkeit, und hat keinerlei Zwecke, da sie nie etwas nach Hause trägt, was sie herumschleppt. Damit geht auch noch der letzte Rest ihres guten Rufes und ihr Hauptnutzen als sittliches Beispiel verloren. Es übersteigt doch wirklich alle Begriffe, daß so viele Nationen jahrhundertlang nicht hinter die Schliche der Ameise gekommen sind, während es doch ganz auf der Hand liegt, daß sie die Beute nur zum besten hält!

Die Ameise ist stark, aber ich habe an demselben Tage noch etwas stärkeres gesehen, und zwar in der Pfanzengwelt. Ein Fliegenchwamm — jener Pilz, der in einer Nacht aufschießt — hatte eine feste Lage von Nennnadeln und Erdreich, die etwa doppelt so viel Umfang hatte als er, in die Höhe gehoben, und trug sie, wie die Säule das Weiterdach! Demnach hätten zehntausend Fliegenchwämme Kraft genug, um einen Mann zu heben — aber wozu sollte das nützen?

## Ueberraschende Gewichtsangabe



## Wie lange steht eine Frau vor dem Spiegel?

Es gibt Leute, die Zeit haben für Dinge, für die sich nur wenige Menschen finden, sie durchzuführen. Wir denken dabei nicht etwa an schwere körperliche Arbeiten, sondern an Leute, die aus lauter Langweile sich irgendeine ausgefallene Sache ausdenken. Solche Klänge gibt es im Land der unbegrenzten Möglichkeiten — Amerika. Da hat sich ein Amerikaner die Aufgabe gestellt, festzustellen, wie lange durchschnittlich die Frau vor dem Spiegel steht. Wenn wir auch dem erzielten Ergebnis mißtrauen, ist es interessant genug, was der Amerikaner herausbekam. Seine Studien erstreckten sich in seiner Eigenschaft als Onkel, Bruder, Nefte, Ehemann, Vetter, Vater und Großvater.

Also vom sechsten bis zum zehnten Jahre steht ein Mädchen durchschnittlich sieben Minuten vor dem Spiegel, vom 10. bis zum 15. Lebensjahr schon eine Viertelstunde am Tage. Vom 15. bis zum 20. Lebensjahr muß schon mehr Sorgfalt auf das Neukere gelegt werden und so ergibt sich eine Spiegelzeit von 22 Minuten täglich. Ist dann ein Mann gefunden, so erstreckt sich die Zeit vor dem Spiegel auf etwa 25 Minuten pro Tag bis zum 25. Lebensjahr. Von diesem Zeitpunkt ab erhöht sich das Zeitmaß gewöhnlich bis zum 30. Lebensjahr, weil die Frau fürchtet, nicht jung und verführerisch genug zu sein. Sie braucht eine volle halbe Stunde. Im vierten Jahrzehnt hat sie gewöhnlich nicht mehr genügend Zeit für die Spiegelbefragung. Die Kinder, der Mann, das Haus, kurz die Hausfrauenpflichten verhindern die lange Visite vor dem blinkenden Glas. Der seltsame Amerikaner kommt zum Schluß, daß durchschnittlich die Frau vom 6. bis zum 30. Lebensjahr vier Monate lang vor dem Spiegel steht. Dabei hat der Amerikaner sicher aber nur an die guten Hausdächter und nicht an die im Beruf stehende Frau gedacht. Sonst sähe seine Untersuchung wohl anders aus.

### Was mancher nicht weiß

Auftern können hundert Jahre alt werden, und es ist keine Seltenheit, daß sie 20 bis 30 Zentimeter groß sind.

Das beste und billigste Heilmittel, über das der Mensch verfügt, ist Lachen. Es weitet die Lungen, unterstützt die Blutzirkulation und reinigt Blutgefäße im Gehirn, die trüg geworden waren.

Die Bewohner der Sundainseln haben ein Musikinstrument, das sie mit der Nase spielen, die sogenannte Nasenflöte.

Im westlichen Nordamerika wächst eine Art Kiefer, die sich nicht nur durch ihren Riesenwuchs — sie wird an hundert Meter hoch und hat einen Durchmesser von sechs Metern, sondern auch durch ihre Zuderproduktion auszeichnet. Der Stamm dieser mächtigen Kiefer schwidt nämlich einen zuckerhaltigen Saft aus, das sogenannte kalifornische Manna, das teils als Ersatz für Zuder dient, teils aber auch als Heilmittel benützt wird, namentlich zur Hustenstillung und bei anderen Erkrankungen der Atmungsorgane. Die Samen in den Zapfen dieser Kiefer dienen als Nahrungsmittel.

Von den Eskimos der kanadischen Polarzone werden Motorboote, Flugzeuge und Radioanlagen häufig und gern benützt.

Auf einer Farm in Essex werden für medizinische und andere Zwecke Mäuse gezüchtet; dort befinden sich meist an 200.000 Mäuse.

Die ersten Brusthübe trugen die Ägypterinnen vor etwa 8000 Jahren. Zwar verlangte die Etikette am Hofe der Pharaonen von den Schönen, daß der Brustkorb unter einer geremontierten Perücke verborgen bleibe, was auch in den meisten Bildwerken zum Ausdruck kommt, doch fanden sich in letzter Zeit auch Darstellungen mit ausgesprochenen Brusthüben. Sie trugen den Hinterkopf kurz geschoren, so wie es heute Mode ist.

Durch das Stirnrunzeln bekommt man Furchen, weil es etwa fünfzig Gesichtsmuskeln in Bewegung setzt.

### Heiteres

**Folgsamer Patient.** Der Arzt hat seinen Patienten wieder auf die Beine gebracht. Anschließend sagt er zu ihm: „Nun wissen Sie Bescheid und hüten Sie sich vor „Wein, Weiß und Gefang!“ Nach einer Zeit traf er den Mann wieder. Auf die Frage, ob er seinen Rat auch befolgte, sagte dieser: „Ja, sehen Sie, Herr Doktor, mit dem Singen habe ich schon ganz aufgehört!“

**Die Heine Ursula ist krank.** Man geht mit ihr zum Doktor, der sie mit dem Hörrohr untersucht. Zu Hause fragt Ursula der Vater, wie es war. „Sehr nett, Papi, der Onkel Doktor hat immer mit meinem Bauch telefoniert!“

Sie: „Ist es nicht furchtbar, der Arzt hat mir das Singen verboten!“ — Er: „Denk doch mal an! — Und ich hatte zuerst zu dem Mann gar kein Vertrauen!“

Bekannt ist der Weiz der Schotten. Der Schotte hat wahnsinnige Zahnschmerzen. Sagt ihm sein Freund: „Ja, um Gottes willen, warum gehst du denn nicht zum Zahnarzt?“ — „Ich bin doch nicht verrückt — wo mein Sohn in drei Jahren fertiger Zahnarzt ist.“

**Im früh.** Ein sehr berühmter Bucherer, der schwer erkrankt war, ließ den Arzt kommen. „Herr Doktor,“ stöhnte er, „ich leide Höllenqualen.“ — „Jetzt schon?“ verwunderte sich der Arzt.

Zu einem Schotten kommt ein reisender Schönheitspfleger und sagt: „Hallo, Mac-Durth! Wenn Sie wollen, nehme ich Ihnen Ihre sämtlichen Sommerprossen weg!“ — Mac-Durth antwortete ohne lange zu überlegen: „Gut. Und was geben Sie mir dafür?“

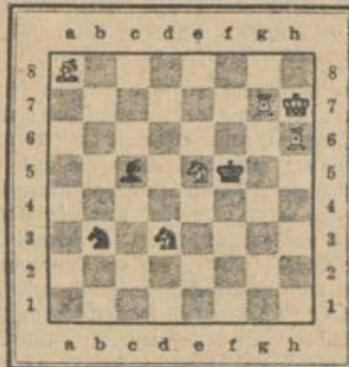
## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönanu.

SCHACHAUFGABE Nr. 224.

Von K. A. L. Kubbel, Leningrad (Sammlung Spielbücher)

Schwarz: Kf5, Lc5, Sb3. (3)



Weiß: Kh7, Tg7, h6, La3, Sd3, e5. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 221: Lg5-f6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Stepanek Paul, Neuern; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schwarz Raimund, Klostergrab; Dinnebler Emil, Tetschen; Kraus Gerhard, Turn; Reichel Ernst und Reichel Walter, Drakowa; Robek Franz und Walter Ludwig, Kwitkau; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Ulbert Rudolf, Prosewitz; Schramm Kurt und Triltsch Gustav, Wisterschan.

### Aus den Bezirken:

Der Arbeiter-Schachklub Warnsdorf hat sein Vereinssturnier beendet. Vereinsmeister wurde Gen. Pilz Anton mit 15½ Punkten. Es folgten Wünsche 13½, Dittlich 12, Hausner 10½, Riedel 10, Skrbek 8½, Warzel 6, Pilz Rudolf 5½, Feicht 5 und Jerie mit 2½ Punkten.

In den Serienspielen gewann Wisterschan I. gegen Eichwald mit 7:0 Punkten bei einer Hängepartie. Wisterschan I gegen Zuckmantel I 5½:2½ Punkte für Wisterschan. Rosawitz schlägt Bulau mit 6½:1½ Punkten! Ein schöner Erfolg der jungen Rosawitzer Sektion.

Gen. Scharoch gab am 3. März in Soböfeld ein Simultanspiel an 10 Brettern. Ergebnis: 9 gewonnen, 1 remis.

### Arithmetische Aufgabe

Verfuchet sämtliche Zahlen der Reihe nach von 1 bis 81 zu streichen. Mit einigem Scharfsinn, soll dies binnen fünf Minuten gelingen.

|    |    |    |    |    |    |    |    |    |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 1  | 11 | 17 | 50 | 7  | 52 | 19 | 12 | 4  |
| 86 | 55 | 61 | 49 | 27 | 67 | 77 | 54 | 87 |
| 80 | 25 | 72 | 70 | 57 | 81 | 22 | 60 | 81 |
| 46 | 79 | 82 | 80 | 42 | 78 | 75 | 83 | 47 |
| 8  | 14 | 74 | 21 | 5  | 71 | 64 | 15 | 9  |
| 40 | 63 | 84 | 76 | 58 | 66 | 35 | 56 | 41 |
| 28 | 53 | 23 | 69 | 26 | 73 | 24 | 65 | 29 |
| 88 | 44 | 59 | 48 | 43 | 68 | 62 | 45 | 89 |
| 8  | 18 | 18 | 20 | 6  | 16 | 51 | 10 | 2  |

Schupo, der den Fahrer angehalten hat: „Warum rasen Sie denn so durch die Straße?“ — Erwischter Fahrer: „Wenn ich ehrlich sein soll, Herr Wachtmeister, meine Bremsen sind nicht in Ordnung und da wollte ich schnell nach Hause, ehe etwas passiert.“

### PARTIE 72.

Weiß: Goglidze, Moskau. Schwarz: Flohr, Prag. Gespielt in der II. Runde des internationalen Großmeisterturniers zu Moskau 1935.

Grünfeld-Verteidigung.

1. d2-d4 Sg8-f8  
2. c2-c4 g7-g6  
3. Sg1-f3 Lf8-g7 Diese Spielweise wurde von dem österreichischen Großmeister Grünfeld in die Turnierpraxis eingeführt und hat sich dieselbe in den Turnieren der letzten Jahre sehr gut bewährt. Ich selbst habe diese Eröffnung beim Bundeskongress der U. J. C. S. in Bratislava 1925 mit großem Erfolge durchgeführt und verdanke ihr den Weg zur Meisterschaft.

4. g2-g3 0-0  
5. Lf1-g2 d7-d6  
6. 0-0 Sb8-d7  
7. Dd1-c2 Beissen scheint die Entwicklung Sc3 zu sein nebst den Plan h2-h3, Le3, Dc1, Lh6. Der Textzug ist Passiv und Schwarz erhält durch die Nichtentwicklung des Damenfüßels die Initiative.

7. e7-e5  
8. d4xe5 auf d4-d5 würde Schwarz a7-a5 nebst Sdc5 eine starke Stellung im Zentrum beherrschen.

8. d6xe5 Dd8-e7  
9. Tf1-d1 c7-c6  
10. Sbl-c3

11. Sc3-a4? Ein schwerer positioneller Fehler. In einer Partie des Brünner Meisters R. Pitschak gegen Flohr im Truler zu Liebwerda 1934 hat Pitschak auch mit Sc3-a4 einen Angriff versucht und habe dazu folgendes geschrieben: Die klassische Schule verwirft im vorhin ein solches Zug: Weiß will ungeachtet aller logischen Grundsätze, nämlich Kampf im Zentrum heißt die Lehre von Steinitz, und auch Labourdonais war der Vater dieses gesündesten Planes, den die Schachschichte kannte, einen Angriff vom äußersten Rande des Brettes zu unternehmen, noch dazu gegen starke Kräfte. Gegen Flohr muß man mit Logik kämpfen! Der Textzug scheint mir der entscheidende Fehler zu sein.

11. Tf8-e8  
12. h2-h3 Sf6-h5  
13. C4-e5 e5-e4

Schwarz nützt den Fehler Sa4 sehr energisch aus: gegen die Drohung e3 hat Weiß keine Parade.

14. Sf3-d4 e4-e3! Der klassische Stil zeigt sich hier in seiner vollen Schönheit: Durchbruch und Frellegung aller schwarzen Figuren.

15. Lc1xe3 Sh5xe3  
16. Ta1-c1 Sd7-f6  
17. Sa4-c3 Reulge Rückkehr  
18. Sc3xe4 Sg3-e4  
19. Sc3xe4 Sf6xe4

19. Le3-f4 Besser war hier der Abtausch auf e4 nach Damentausch, aber trotzdem behält Schwarz das bessere Spiel.

19. Se4xf2! Entscheidend. Schwarz führt den Schlußangriff mit großer Energie durch.

20. Kc1xf2 De7-h4!  
21. Kf2-f3 Lc8xb3  
22. Lg2xb3 Db4xb3+  
23. Kf3-f2 Dh3-h4+  
24. Kf2-f3 Lg7-e5  
25. e3-e2 Le5xf4  
26. e3xf4 Dh4-h3+  
27. Kf3-f2 Te8-e3!  
28. Ta1-e1 Ta8-e8  
29. Tf1-e2 Dh3-h4+

Weiß gibt auf, da Matt in drei Zügen folgt. Eine hervorragende Leistung des jüngsten Weltmeistersanwärters.

Anmerkungen von Gen. L. Burlan, Brün.